

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 83 (2003)
Heft: 12-1

Rubrik: Dossier : Wünschen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Suzann-Viola Renninger

WÜNSCHEN

Verrät man seine Herzenswünsche? Schliesslich heisst es, wenn eine Sternschnuppe fällt, man solle die Augen schliessen, sich etwas im Stillen wünschen und den Wunsch ja niemand anderem sagen. Denn nur so gehe er in Erfüllung. Das Team von sWISH*, dem Projekt der Expo.02, bei dem sich alles um das Wünschen drehte, machte eine andere Erfahrung. Im «sWISH* mobile», das als fahrendes Aufnahmestudio Menschen in der ganzen Schweiz einlud, ihre Herzenswünsche zu erzählen, teilten Frauen, Männer und Kinder freimütig und anrührend ihre Wünsche, Träume und Sehnsüchte mit. Nichts anderes passierte im Pavillon der sWISH* in Biel, wo die Besucher ihre Wünsche dem See anvertrauen konnten. Viele Wünsche betrafen andere Menschen: «dass meine Frau mich überlebt», «ich einen Mann mit Cordhosen finde», «wir ein Kind bekommen». Manche Wünsche waren vergleichsweise prosaisch wie «den Fahrradschlüssel wieder finden» oder «ein Segelflugzeug besitzen.» Andere träumten von «auswandern, am liebsten sofort» oder «zarten Küssen von samtweichen Lippen». Der Wunsch nach dem «grünen Schwein» und dem «Fliegen können» wird wohl eher ebenso wenig in Erfüllung gehen wie der nach der «Geldvernichtungsmaschine auf dem Zürcher Paradeplatz».

Die begleitende wissenschaftliche Studie der Sozialforschungsstelle der Universität Zürich wird von den beiden Sozialpsychologen Heinz Gutscher und Jürg Artho vor gestellt. Ihre repräsentative Umfrage zeich net eine Wunschlandschaft der Schweiz, in der die Deutschschweizer eher Pragmatisches wünschen, die Menschen der Romandie den Schwerpunkt ihrer Wünsche auf soziale Be lange legen und die Tessinerinnen und Tessiner in ihren Wünschen vergleichsweise häu fig Spiritualität und Toleranz thematisieren.

Gesponsert wurde die sWISH* von Swiss Re und IBM. In einem Interview mit Anne

Keller und Jean-Marc Hunziker wird die Motivation der beiden Firmen deutlich, die gemeinhin eher mit nüchternem Zahlenwerk und Technologie in Zusammenhang gebracht werden.

Die Ökonomen Werner Güth und Hartmut Kliemt wünschen sich, dass die Ökonomik hinter dem homo oeconomicus endlich auch den homo sapiens hervortreten lässt. Denn der Mensch wünscht sich nicht allein nur materiellen Wohlstand, sondern etwa auch Gerechtigkeit. Der Philosoph Thomas Spitzley wünscht sich, dass seine Reflexionen über Wünsche, die vom Wünschen handeln, zum Nachdenken anregen. Schliesslich kann nur der, der über seine Wünsche reflektiert, sich auch darüber klar werden, welche Wünsche etwa besser nicht in Erfüllung gehen sollten. Der Philologe Jochen Bär gibt Auf schluss über die Zusammenhänge zwischen Wunsch, Venus und Wonne. Die Psychologin Brigitte Boothe tröstet den unerfüllt Wüns chenden und verweist auf den Traum. Schon für Freud war ja der Traum eine Wunscherfüllung in der Phantasie, die zumindest für eine Weile wohltuende Ent spannung geben kann. Heinz Rölleke schliesslich, Herausgeber der Grimmschen Mär chen, klärt darüber auf, dass auch schon in den märchenhaften Zeiten, «wo das Wünschen noch geholfen hat», es gar nicht einfach war, die richtigen Wünsche zu finden und glücklich zu werden.

William Thackeray schreibt am Schluss des «Jahrmarkt der Eitelkeiten»: «Ach, vanitas vanitatum! Wer von uns ist auf dieser Welt ganz glücklich? Wem werden alle Wünsche erfüllt? Und wenn sie erfüllt werden, sind wir dann wohl zufrieden? Kommt Kin der, lasst uns die Puppen einsperren und die Bude zuschliessen, denn unser Spiel ist nun aus.» Schliessen wir daher besser schon vor dem Herausgehen unsere Augen, damit wir die Sternschnuppen erst gar nicht zu Gesicht bekommen? ♦

Heinz Gutscher,
geboren 1947 in Aarau,
ist Professor für Sozialpsychologie an der Universität Zürich. Seine Forschung beschäftigt sich unter anderem mit Nachhaltigkeitsstrategien, Interventionstechniken, Management von Gemeingütern, Problemen kollektiver Aktionen sowie Risikowahrnehmung und Entscheidung unter Unsicherheit.

Jürg Artho,
geboren 1962 in Basel,
studierte Sozialpsychologie, Soziologie und Informatik. Er war Projektleiter an der Abteilung Sozialpsychologie der Universität Zürich und besitzt zurzeit die operative Leitung der Sozialforschungsstelle der Universität Zürich.

Die Sozialforschungsstelle der Universität Zürich ist eine Einheit der Abteilung Sozialpsychologie, die sich aus Forschungsaufträgen selbst finanziert. Die Forschungsstelle akquiriert sozialwissenschaftliche Projekte aus unterschiedlichen Themenfeldern und arbeitet mit dem gesamten Spektrum sozialwissenschaftlicher Erhebungs- und Analysemethoden. Ihre Auftraggeber sind Bund, Kantone, Gemeinden wie auch Privatwirtschaft und NGO's.

WÜNSCH DIR WAS, EGAL WAS ...!

Die Wunschlandschaft Schweiz im Jahre 2002

Was wünschen sich die Schweizerinnen und Schweizer am Anfang des dritten Jahrtausends? Gesundheit, Wohlstand, Frieden. In diese drei Klassen fallen die meisten Antworten, wie eine Studie der Sozialforschungsstelle der Universität Zürich zeigt.

«Sie kennen sicher Märchen und Geschichten, wo man drei Wünsche frei hat. Wenn Sie jetzt drei Wünsche frei hätten, egal was, das ist vollständig Ihnen überlassen. Was würden Sie sich dann wünschen?» Dieser Satz, grammatisch bewusst nicht ganz korrekt, dafür aber ohne Umstellung der Wörter sicher und standardisiert ins Schweizerdeutsche transponierbar, war Vorgabe für die erste Frage eines telefonisch geführten Interviews zum Thema Wünschen. Insgesamt wurden rund 1500 Bewohnerinnen und Bewohner der italienischen, französischen und deutschen Schweiz befragt. Dies ermöglichte es, die Wunschlandschaft der Menschen in der Schweiz am Anfang des dritten Millenniums zu zeichnen. (www.sozpsy.unizh.ch/swish/index.html) Die Untersuchung ergänzt das Ausstellungsprojekt sWISH* der IBM Schweiz und Swiss Re auf der Bieler Arteplage der Expo.02 um eine quantitative und nachhaltige Dimension.

Für den künstlerischen Teil sammelte ein Kamerateam auf einer ausgedehnten Schweizerreise in allen Landesteilen Wünsche der Bevölkerung. Auf der Bieler Arteplage wurden die Besucher mit diesen Wünschen in vielfältiger Weise konfrontiert. Die Wunschkapseln, in denen die Wunschvideos gezeigt wurden, sind mittlerweile verschwunden; ebenso der geheimnisvolle Wunschprojektionsraum mit dem Glasboden über dem Wasser, wo die spontan in Konsolen eingetippten Wünsche der Besucher auf die abgedunkelte Seeoberfläche projiziert wurden und gemeinsam mit den Wünschen anderer langsam versanken. Das Kunstprojekt sWISH* regte zum Nachdenken über das Phänomen des Wünschens an; die Besuchenden versetzte es in ein Spannungsfeld eigener und fremder Wünsche. Jetzt, nach dem Ende der Expo.02, lebt es nur noch in der indi-

viduellen und kollektiven Erinnerung weiter.

Es war von Anfang an die erklärte Absicht der sWISH*-Sponsoren, neben dem künstlerischen Projektteil auf der Arteplage Biel im Sinne der Nachhaltigkeit einen prinzipiell wiederholbaren, repräsentativ und quantitativ ausgerichteten wissenschaftlichen Projektteil zum Thema Wünschen zu realisieren, welcher über das Ende der Expo.02 hinaus nachwirken sollte.

Was sind Wünsche? Der Wunsch sei ein Begehrn ohne Kraftanwendung zur Hervorbringung des Wunschobjekts. Dieser «Halbherzigkeit» des Wunsches bei Kant entspricht auch die Positionierung des Begriffs ganz am zeitlichen Anfang des «Rubikon-Modells», einem Modell von Handlungsphasen, das durch den Psychologen Gollwitzer entwickelt wurde. Wünsche tauchen typischerweise in einer frühen Handlungsphase auf, sie werden gegeneinander abgewogen und auf dem Hintergrund von Einschätzungen der Realisierbarkeit bewertet. Mit dem Bilden von Präferenzen nimmt eine als Fazit-Tendenz bezeichnete Neigung zu, nun entscheiden zu wollen und zu können. Der «Rubikon» der Absichtsbildung wird überschritten, es folgen die Phasen der willentlichen Handlungsvorbereitung und -ausführung. Um es zusammenzufassen: Wünschen ist nicht mit Wollen gleichzusetzen, Wünschen ist – manchmal – der Anfang des Wollens.

Wie wir aus den Märchen wissen, ist Wünschen außerdem eine risikoreiche Sache. So kennen wir aus vielen Kulturen Geschichten, die uns zur Vorsicht im Umgang mit Wünschen mahnen. So mancher masslose und nicht in allen Konsequenzen und Details bedachte Wunsch erwies sich nach seiner Erfüllung als ganz und gar nicht mehr wünschenswert. Dies führte öfter dazu, dass der letzte freie Wunsch zur

Herstellung des *status quo ante* eingesetzt werden musste.

Vor diesem Hintergrund und mangels Erfahrungen oder Vorbildern war es zunächst durchaus fraglich, ob ein telefonisches Interview zum Wünschen überhaupt durchführbar ist. Im Rahmen einer ausgedehnten Vorstudie wurden verschiedene Gesprächseinleitungen und Frageformulierungen getestet. Bereits bei den ersten Probeinterviews zeigte sich, dass unsere Befürchtungen unberechtigt waren: Die Befragten waren sehr gerne bereit, uns zu antworten auf Fragen nach den drei freien Wünschen, nach Wünschen für die Schweiz und die ganze Welt, nach den Wünschen an die Männer und Frauen, nach Wunschvorstellungen für die Zeit nach dem Tod und nach einer alternativen Wunschidentität. Allerdings erhielten wir auf eine weitere Frage zu negativen Wünschen oder expliziten Verwünschungen in fast der Hälfte aller Gespräche keine Angaben.

Gerade Letzteres zeigt, dass das Aussprechen von Wünschen stark der sozialen Kontrolle unterliegt. Wünsche, die wahrgenommenen Normen und Werten zuwiderrufen könnten, werden eher zurückgehalten. Dies erklärt eine gewisse «Bodenhaftung» der Ergebnisse. Es wird nämlich nicht so oft völlig Utopisches, Unerreichbares oder Hochfliegendes gewünscht, kaum Dinge, welche nicht aufgrund eigener Anstrengung (und mit etwas Geld und Glück) irgendwann und irgendwie doch noch zu erreichen wären. Trotz dieser relativen Oberflächennähe sind die erfassten Wünsche bezeichnend für die aktuelle Bedingtheit einer Gesellschaft.

Die zentralen Wunschthemen zeigen sich an den Antworten auf die Eingangsfrage der drei freien Wünsche. Die meisten Wünsche fallen in die Themenklassen «Gesundheit» (man wünscht sich, gesund zu werden oder zu bleiben) und «Materielles» (hier finden sich Wünsche nach Geld und solche, die in einem direkten Zusammenhang zu Geld stehen). An dritter Stelle folgt der Wunsch nach «Frieden» (es werden Wünsche nach Weltfrieden, gegen Gewaltanwendung und gegen Krieg ausgesprochen). Diese Rangliste lässt sich als Ausdruck einer schweizerisch-biedermännischen Absicherungstendenz interpretieren. Wir können sie aber auch als vernünftige Prioritätssetzung innerhalb der Reihe fundamentaler Werte akzeptieren.

*Die Menschen
in der
Schweiz machen
sich nicht
durch massloses
Herbeisehn
selbst
unglücklich.*

*Wer sich –
um nicht
enttäuscht zu
werden –
nichts mehr
wünscht,
resigniert; wer
sich alles
wünscht auch.*

Im Verlauf der weiteren Analyse stellten wir fest, dass diese unspektakuläre Wunschlandschaft eine innere Struktur aufweist, die durch sechs sehr unterschiedliche Typen von Personen mit eigenständigen Wunschprofilen geprägt wird. Drei Viertel der Bevölkerung lassen sich den drei zahlenmäßig am stärksten verbreiteten Typen zuordnen. So fanden wir den Typus der «pragmatisch» Wünschenden: Sie wünschten sich in erster Linie Gesundheit. Personen des Typus der «materialistisch» Wünschenden legten ihr Gewicht vor allem auf materielle Wünsche. Die «sozial» Wünschenden setzten demgegenüber soziale Anliegen an die erste Stelle.

Daraus ergab sich die spannende Anschlussfrage, ob diese Personentypen über die ganze Schweiz gleichmäßig verteilt sind oder sich nur in bestimmten Kombinationen von Region, Ortsgrösse, sozialer Schicht, Altersgruppe, Geschlecht usw. aufspüren lassen. Das Ergebnis war eine Wunschlandschaft, welche vor allem durch die Sprachregionen und die Altersgruppen zerklüftet wird. So finden sich Personen des Typus der «Pragmatischen» überdurchschnittlich oft in der Deutschschweiz und dort insbesondere im Mittelland und unter Personen fortgeschrittenen Alters. Demgegenüber ist der Anteil der Romands bei den beiden Gruppen der «Sozialen» und «Materialistischen» übervertreten. «Materialistisch» ausgerichtete Personen sind eher jünger, während der Anteil der gesundheitsorientierten «Pragmatischen» mit dem Alter zunimmt.

Angesichts dieser vernunftsbetonten, an fundamentalen Werten orientierten Wünsche und der relativen Zeitstabilität lässt sich festhalten, dass die Menschen in der Schweiz sich nicht durch massloses Herbeisehn selbst unglücklich machen: Sie äussern Wünsche nach Dingen oder Erlebniszuständen, für deren Erfüllung sie die Verantwortung eher bei sich selbst sehen.

Unsere Studie zeigt, dass Menschen, welche die Verantwortung für die Wunscherfüllung in stärkerem Ausmass bei sich selbst sehen, tendenziell auch glücklicher sind. Wer sich – um nicht enttäuscht zu werden – nichts mehr wünscht, resigniert; wer sich alles wünscht auch. Es ist also nicht egal, was wir uns wünschen: Das Suchen nach der Balance zwischen wunschlosem Unglück und glücklosem Wünschen geht weiter. ♦

Suzann-Viola Renninger

WÜNSCHE VERSENKEN – EIN ERNSTHAFTES SPIEL

*Ein Interview mit den Sponsoren von sWISH**

sWISH, der Pavillon zum Träumen in Biel, gehörte zu einem der beliebtesten Ausstellungsprojekte der Expo.02. Er wurde in Zusammenarbeit mit dem Verein Expo, einem Team von Künstlern, Szenographen und Architekten sowie Vertretern der IBM und der Swiss Re realisiert. Wir sprachen mit Anne Keller, Head Brand Management Swiss Re und Co-Projektleiterin sWISH*, und Jean-Marc Hunziker, ehemals Leiter der Bereichs Marketing bei IBM und Projektleiter von sWISH*. Das Interview führte Suzann-Viola Renninger.*

Frau Keller, Herr Hunziker, in einer Zeit, in der vor allem Zahlen und Fakten zählen, haben sich Swiss Re und IBM mit ihrem Projekt sWISH* an ein weiches Thema gewagt, in dem sich alles um Wünsche und Träume dreht. Was gab den Ausschlag zu einem solchen Engagement an der sechsten Landesausstellung der Schweiz?

Anne Keller: Wir wollten in ein kulturelles Thema investieren, das die Gesellschaft bewegt und zugleich unsere unternehmerischen Werte thematisiert. Es war uns wichtig, dass in dem Projekt der Mensch im Mittelpunkt steht und nicht eine globale Firma und ihre Dienstleistungen. Menschliches Handeln und die Risiken, die dadurch entstehen, sind letztlich auch eine Grundlage unseres Geschäfts.

Jean-Marc Hunziker: Als der Geschäftsleitung der IBM die Projektidee vorgestellt wurde, war sie begeistert. Man wollte sich an ein offenes Thema wagen, welches für die IBM genauso wichtig ist wie für die Gesellschaft. Wir wollten einen aktiven Diskurs über Realität und Utopie anstoßen. Mit der Beschränkung auf die Rolle, die Landesausstellung lediglich mit Bürokommunikation auszurüsten, wäre die IBM ihrem Selbstverständnis nicht gerecht geworden.

Das heisst, Sie haben mit sWISH Imagearbeit leisten wollen, ohne Ihre Produkte in den Vordergrund zu stellen?*

Jean-Marc Hunziker: Genau, wir wollten nicht nur inhaltlich kommunizieren, sondern unterschiedlich über die hohe Qualität des Projekts.

Anne Keller: Der Swiss Re war klar, dass der materielle *Return on Investment* bei solch einem Projekt nicht ausschlaggebend sein kann. Was uns nach unserem Engagement für die Landesausstellung – auch im Sinne von *good corporate citizenship* – bleibt, ist der

indirekte Nutzen. Wir haben ein gesellschaftliches Grossereignis unterstützt, das möglicherweise dazu führt, dass viele Besucher neue Impulse zur Frage der Zukunft dieses Landes gewonnen haben. Und die Arbeit an der Zukunft gehört zu unserer Kernaufgabe.

Gab es denn auch Überraschendes für Sie?

Jean-Marc Hunziker: Was mich verblüffte, war die Ernsthaftigkeit der Menschen. Im Wunschkpavillon konnten die Besucher ihre Wünsche eingeben, an einem Touchscreen mit virtueller Tastatur. Die Wünsche wurden dann auf die Oberfläche des unter dem Pavillon liegenden Sees projiziert und so symbolisch dem Wasser übergeben, wo sie sich überlagerten und langsam auflösten.

Wir haben zuerst gedacht, die Frage nach den Wünschen würde als Spiel aufgefasst und erwartet, dass etwa Ferraris oder teure Villen gewünscht würden. Doch die meisten Menschen äusserten emotionale Wünsche. Kinder etwa haben sich kein Spielzeug gewünscht, sondern dass ihre Eltern besser miteinander auskommen. Und viele Erwachsene haben sich einen Partner gewünscht. Beim Hinausgehen haben die Menschen dann über ihre Wünsche diskutiert. Das waren für mich die berührendsten Momente.

Anne Keller: Die Technik, mit der die Idee realisiert wurde, die Wünsche in den See fallen zu lassen, war sensationell. Denn sie war einfach und einladend. Sie bildete für keine Altersklasse ein Hindernis. Jeder konnte mir ihr umgehen.

Jean-Marc Hunziker: Ja, die Technik stand im Hintergrund ...

... und damit auch eine der Kernkompetenzen der IBM?

Jean-Marc Hunziker: Im Gegenteil: Die IBM wollte mit sWISH* nicht primär ihr

sWISH* ist der Name eines Ausstellungsprojekts auf der Arteplage in Biel im Rahmen der Expo.02, der Schweizer Landesausstellung im Jahr 2002. Im Inneren eines schwarzen, kubischen Pavillons, begrüßt und begleitet von Feen und anderen Fabelwesen, entlang von Vitrinen mit Wimpern und Sternschnuppen, kann schliesslich ein Raum betreten werden, dessen Glasboden sich vier Meter über dem Bieler See befindet. Die Besucher können hier ihre Wünsche mit Hilfe eines berührungssensiblen Bildschirms eingeben. Die Wünsche werden auf die Oberfläche des Sees projiziert, um dann unter den Augen der Wünschenden langsam zu verblassen.

Know-how in der Technologie unter Beweis stellen, sondern ihre soziale Kompetenz. Wir haben noch immer zu sehr den Nimbus eines reinen Technologiegiganten. Wir wollten mit der Realisierung des Projekts klar machen, dass für uns der Mensch entscheidend ist und die Technologie immer nur dazu da ist, um für bestimmte Situationen eine Lösung zu schaffen.

Und welche Botschaft stand für die Swiss Re im Mittelpunkt?

Anne Keller: Wir wollten an einem Projekt mitwirken, dessen Bedeutung sich nicht auf die Dauer der Ausstellung beschränkt, sondern einen längerfristigen Lernprozess ermöglicht. Da alle Wünsche in einer Datenbank gespeichert sind, haben wir eine Basis für ähnliche, zukünftige Projekte geschaffen. Damit wird eines der Hauptanliegen der Swiss Re demonstriert: Nachhaltigkeit. Deswegen wurde das Projekt ja auch von Anfang an von einer quantitativen Studie der Universität Zürich begleitet. Eine Wiederholung der wissenschaftlichen Studie, etwa in 10 Jahren, könnte Veränderungen im Schweizer Stimmungsbild aufzeigen.

Auf diese Weise haben Sie nebenbei auch noch der Wissenschaft zu Öffentlichkeit verholfen.

Anne Keller: Das sWISH*-Projekt hat überhaupt erst gezeigt, dass Wünschen ein Thema ist, das durchaus wissenschaftlich aufgearbeitet werden kann. Denn Wünsche sind vorgelagerte und verborgene Entscheide über die Zukunft. So utopisch sie sich auch in der Gegenwart präsentieren, sie enthalten stets einen Kern der Wahrheit.

Jean-Marc Hunziker: Und was in einer wissenschaftlichen Studie allein trockener Stoff gewesen wäre, wurde durch die Darbietung im Pavillon unmittelbar verständlich. Interessant ist auch, dass der einzelne Mensch, der sich etwas wünscht, viel berührender ist als das Resultat einer wissenschaftlichen Studie.

Anne Keller: «Der einzelne Mensch» gibt mir das Stichwort, um auf die interne Wirkung des Projekts zu sprechen zu kommen. Wir befinden uns in einer sich zunehmend globalisierenden Welt. Dass uns gesellschaftliche Themen bis hin zur individuellen Ebene wichtig sind, das haben die Studie, das Projekt und seine Inszenierung gezeigt. Die positiven Rückmeldungen waren beeindruckend, Tausende von Mitarbeitenden der IBM und der Swiss Re haben den Pavillon besucht.

.....
Die IBM hat noch immer zu sehr den Nimbus eines reinen Technologie-giganten.
.....

.....
Eines der Hauptanliegen der Swiss Re ist Nachhaltigkeit.
.....

.....
Wurden alle Ihre Wünsche erfüllt? Hätten Sie sich bei der Entwicklung und der Durchführung des Projekts sWISH irgendetwas anders gewünscht?*

Jean-Marc Hunziker: Nein, nichts. Es gab sehr emotionale Momente, aber alle Konflikte wurden fruchtbart ausgetragen.

Anne Keller: Auch die doch neuartige Partnerschaft zwischen Swiss Re und IBM war hervorragend. Neuartig daran ist, dass auch zwischen Sponsoren eine echte Partnerschaft entstehen kann. Zudem ist es gelungen, alle Partner über gut drei Jahre hinweg einzubinden: Künstler, Wissenschaftler und die Expoleitung. sWISH* hat für alle Beteiligten deutlich gemacht, was aus guter Zusammenarbeit entstehen kann.

Das klingt ja alles unglaublich harmonisch. Gab es gar nichts Kritisches, Subversives? Keine Verwünschungen, die ihren Schatten auf das Projekt warfen?

Jean-Marc Hunziker: Die Schweiz ist ein pragmatisches Land, und pragmatisch waren auch die Mehrzahl der Wünsche.

Die Wünsche waren also erfüllbar?

Jean-Marc Hunziker: Ja, gemäss der Studie Wunschlandschaft Schweiz wünscht der Schweizer pragmatisch, wohl weil er sich nichts wünschen will, das er nicht kriegen kann. Verwünschungen gab es nur sehr, sehr wenige. Soziologisch gesehen, waren die Wünsche ein Ausdruck dafür, dass die Schweiz eine privilegierte Nation ist.

Ein abschliessendes Statement?

Anne Keller: Mich begeistert am meisten, dass sWISH* seine Besucher fast ausnahmslos berührt hat. Auch unternehmensintern wurde ein Wir-Gefühl gefördert, auf das die Projektgeber stolz sein dürfen.

Jean-Marc Hunziker: Wir sind absolut zufrieden. Wenn ich zurückdenke, dann war die Expo ja bis kurz vor ihrer Eröffnung mit einem hohen Risiko belastet. Es hätte mehrmals alles scheitern können. Dass aus der Expo.02 ein Grosserfolg geworden ist und dass der Betrieb im sWISH*-Pavillon absolut reibungslos gelaufen ist, darüber sind wir froh. Niemand konnte das voraussagen. Dazu braucht man einfach auch ein bisschen Glück ...

... das braucht man wohl immer, wenn Wünsche in Erfüllung geben sollen. Frau Keller, Herr Hunziker, ich danke Ihnen für das Gespräch. ♦

Thomas Spitzley
studierte Philosophie, Psychologie und Soziologie. Er promovierte an der Universität Hamburg und habilitierte sich an der Universität Erlangen/Nürnberg. Gegenwärtig vertritt er die Professur für Theoretische Philosophie an der Gerhard-Mercator-Universität Duisburg. Seine Dissertation «Handeln wider besseres Wissen. Eine Diskussion klassischer Positionen» wurde 1992 bei der Gruyter veröffentlicht.

WÜNSCHE ÜBER WÜNSCHE

Der Wunsch des Philosophen

Haben Sie schon einmal über Wünsche nachgedacht? Nicht darüber, welche Wünsche Sie selbst – etwa zu Weihnachten – haben, sondern über Wünsche im Allgemeinen? Falls nicht, dann kann Ihnen die Philosophie einiges dazu sagen.

Wer beginnt, sich über Wünsche im Allgemeinen Gedanken zu machen, wird schnell bemerken, dass Wünsche etwas sehr Heterogenes sind. Man kann sich *Dinge* wünschen (z.B. eine Uhr oder einen Ring) oder einen *Zustand* (z.B. schönes Wetter); man kann sich wünschen, dass ein *Ereignis beginnt oder endet* (z.B. dass ein Fussballspiel beginnt oder eine Prüfung endet), dass ein Ereignis *stattfindet* (z.B. dass die EU erweitert wird) oder dass ein Ereignis ein bestimmtes *Resultat* hat (z.B. dass man die Abstimmung gewinnt).

Wunsch und Handlung

So verschieden unsere Wünsche in mancherlei Hinsicht auch sein mögen: Gemeinsam ist ihnen, dass sie uns zum Handeln motivieren können. Aus diesem Grunde ist es auch möglich, das Handeln einer Person unter Rekurs auf ihre Wünsche zu erklären. Die Wünsche *allein* genügen allerdings nicht für eine Handlungserklärung. Gemäss der gegenwärtig am weitesten verbreiteten Auffassung innerhalb der philosophischen Handlungstheorie ist für die Erklärung der Handlung einer Person stets ein Wunsch-/Überzeugungspaar erforderlich:¹ Dass Anna in den ICE von Nürnberg nach München einsteigt, lässt sich dadurch kausal erklären, dass sie den Wunsch hat, nach München zu fahren, und glaubt, dass dieser ICE nach München fährt. Hätte sie entweder diesen Wunsch oder diese Meinung *nicht*, stiege sie (unter sonst gleichen Bedingungen) auch nicht in den Zug ein.

Wunsch und Wille

Denjenigen Wunsch einer Person, der letztlich effektiv, das heißt handlungswirksam

wird, kann man mit gutem Grund den Willen dieser Person nennen.² So hat in dem gerade präsentierten Beispiel Anna nicht nur den (blossen) Wunsch, sondern den Willen, nach München zu fahren. Dieser Konzeption zufolge ist der Wille also nichts Konstantes, und er ist kein Vermögen, über das eine Person in einem mehr oder weniger ausgeprägten Masse verfügt. Vielmehr hat jede Person während ihres Lebens ein ganze Reihe *verschiedener* Willen und nicht etwa nur *einen einzigen* Willen, der sich im Laufe der Zeit auf ganz Unterschiedliches richtet. Der Wille einer Person ändert sich in Abhängigkeit davon, welche Wünsche der betreffenden Person handlungswirksam sind oder werden, und damit ist der Wille etwas, das sich nicht nur vollständig ändern kann, sondern sich in der Regel tatsächlich sehr häufig und sehr schnell vollständig ändert. Diese Auffassung passt zwar in einem gewissen Sinne zu unserer normalen Rede von Willensstärke, mit unserem gängigen Verständnis von Willensschwäche ist sie allerdings nicht so leicht vereinbar.

Wer Willensstärke zeigt, der realisiert seinen Wunsch trotz auftretender Widerstände; er sorgt also mit einem nicht unerheblichen Aufwand dafür, dass sein Wunsch effektiv und damit handlungswirksam wird. Aber ist der Willensschwache jemand, der seinen Wunsch nicht handlungswirksam werden lässt? In einer Hinsicht ist das richtig, in einer anderen ist es falsch. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Hinsichten resultiert aus einer Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen (Arten von) Wünschen.

Der Willensschwache, der doch noch einen Cognac trinkt, bevor er sich ans Steuer seines Autos setzt, lässt selbstverständlich einen Wunsch handlungswirksam werden (nämlich den, noch einen Co-

¹ Ein prominenter Vertreter dieser Auffassung ist Donald Davidson, etwa in seinem Aufsatz *Handlungen, Gründe und Ursachen in: Handlung und Ereignis*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1990, S. 19–42.

² Mehr dazu bei Harry Frankfurt, *Willensfreiheit und der Begriff der Person*, in: *Freiheit und Selbstbestimmung*, herausgegeben von M. Metzler und B. Guckes, Akademie Verlag, Berlin 2001, S. 65–83.

gnac zu trinken) und hat insofern einen klar bestimmten Willen. Er hat allerdings – wenn er denn willensschwach ist – auch noch einen anderen Wunsch, nämlich beispielsweise den, möglichst nüchtern Auto zu fahren. Dieser Wunsch wird jedoch gerade nicht handlungswirksam, und das bedeutet im Rahmen der geschilderten Theorie, dass dieser Wunsch auch nicht der Wille der betreffenden Person ist. Dann kann man nur noch in einem übertragenen Sinne von Willensschwäche sprechen, nämlich insofern, als ein bestimmter Wunsch nicht stark genug war, um handlungswirksam und damit ein Wille zu werden.

Wunsch und Person

Bislang war nur von Wünschen die Rede, die sich auf Dinge, Zustände oder Ereignisse beziehen. Daneben gibt es eine weitere Klasse von Wünschen, welche sich selbst wiederum auf *Wünsche* beziehen. Dies sind *Wünsche zweiter Stufe*. Die interessanteste Teilmenge solcher Wünsche ist die Klasse derjenigen Wünsche, die zum Inhalt haben, dass einer der eigenen Wünsche handlungswirksam und damit zu einem Willen werden möge. Einen derartigen Wunsch kann nur jemand haben, der nicht so handelt, wie er es (eigentlich) möchte.

Solche Wünsche zweiter Stufe haben einen reflexiven Charakter: Um sie zu haben, muss man über sein eigenes Handeln und über seine eigenen Wünsche nachdenken. Dieser Umstand macht den Vorschlag verständlich, das Vorhandensein solch spezieller Wünsche zweiter Stufe als wesentliches Merkmal des Personseins aufzufassen.³ Man kann nämlich mit guten Gründen vertreten, Personen seien dadurch ausgezeichnet, dass es ihnen nicht gleichgültig ist, welche Wünsche sie haben, und insbesondere, welche ihrer Wünsche handlungswirksam sind. Wenn ich über meine Wünsche nachdenke, werde ich wahrscheinlich auf einige stossen, von denen ich *nicht* möchte, dass sie handlungswirk-

.....
*Personen sind
dadurch
ausgezeichnet,
dass es ihnen
nicht gleichgültig
ist, welche
Wünsche sie
haben, und
insbesondere,
welche ihrer
Wünsche hand-
lungswirksam
sind.*
.....

sam werden; sicher ist aber auch, dass ich von einigen meiner Wünsche *möchte*, dass sie (endlich) handlungswirksam werden, und genau von diesen Wünschen hängt es gemäss der vorgestellten Konzeption ab, was für eine Art Mensch, was für eine Person ich bin.

Wunsch und Glückseligkeit

Wunschlos glücklich zu sein, ist in den Augen vieler überaus erstrebenswert. Wer jedoch die vorangegangenen Überlegungen Revue passieren lässt, kann leicht in Zweifel geraten. Wer *wunschlos* ist, also keinen einzigen Wunsch hat, der hätte auch keinen handlungswirksamen Wunsch (und damit keinen Willen), dessen Handeln könnte man nicht erklären, ja ein solcher Mensch könnte überhaupt nicht handeln. Wer *wunschlos* glücklich ist, kann demnach nicht aktiv sein, sondern er könnte nur in einem Zustand der Passivität geniessen. Eine derartige Form der Glückseligkeit scheint jedoch mit einem Leben in dieser Welt unvereinbar. Zumindest was das irdische Leben angeht, ist es wesentlich näher liegend, unter Glückseligkeit statt dessen «*ein ständiges Fortschreiten des Verlangens von einem Gegenstand zu einem anderen*»⁴ zu verstehen. Dabei ist allerdings «*das Erlangen des einen Gegenstandes nur der Weg (...), der zum nächsten Gegenstand führt*» (ebd.). Glückseligkeit scheint demnach also eher darin zu bestehen, dass man von einer Wunscherfüllung zur nächsten fortschreitet, oder wie Kant es einmal ausgedrückt hat: «*Glückseligkeit ist der Zustand eines vernünftigen Wesens in der Welt, dem es, im Ganzen seiner Existenz, alles nach Wunsch und Willen geht (...).*»⁵

Nichts von dem, was Sie gerade gelesen haben, ist unumstritten. Mein Wunsch war es nur, Sie zum Nachdenken über Wünsche zu bewegen und in Ihnen den Willen zu erzeugen, Genaueres über Wünsche zu erfahren – vielleicht auch über Ihre eigenen... ♦

³ Vgl. Frankfurt, ebd.

⁴ Thomas Hobbes, *Leviathan*, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1992, S. 75.

⁵ Immanuel Kant, *Kritik der praktischen Vernunft*, A 224.

Werner Güth

promovierte und habilitierte in den Wirtschaftswissenschaften an der Universität Münster. Danach war er Professor für Volkswirtschaftslehre an den Universitäten Köln und Frankfurt sowie der Humboldt-Universität zu Berlin. Gegenwärtig ist er Direktor am Max Planck-Institut zur Erforschung von Wirtschaftssystemen in Jena. Seine Hauptarbeitsgebiete sind die Spieltheorie, die experimentelle Ökonomik und allgemeine Grundlagenfragen der Ökonomik als Sozialwissenschaft.

Hartmut Kliemt

studierte Wirtschaftswissenschaften und Philosophie an verschiedenen Universitäten. Er arbeitete als wissenschaftlicher Mitarbeiter in den Wirtschaftswissenschaften und in der Philosophie und ist heute Professor für Praktische Philosophie in Duisburg. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Spieltheorie, Politische Theorie sowie Medizinethik und Medizinoökonomie.

DER KALTE STERN DER KNAPPHEIT

Der Wunsch der Ökonomen

Durch die Knappheit der Ressourcen können nicht alle Wünsche befriedigt werden. Für ein Höchstmaß an Wunschbefriedigung müssen unsere Wünsche durch Vorsicht und Vernunft kontrolliert werden. Die Wirtschaftswissenschaft kann hierbei Hilfestellung leisten.

Der kalte Stern der Knappheit leuchtet über allen, den Gerechten wie den Ungerechten, den Bescheidenen wie den Gierigen, den Guten wie den Bösen.

Stellen Sie sich einen «alten Römer» vor, der sich nur «Brot und Spiele» wünscht. Diesem Römer kann die ökonomische Wissenschaft nach ihrem traditionellen Selbstverständnis nicht sagen, ob er solche Wünsche haben sollte, ob er besser andere hätte oder gar keine. Die Ökonomik kann rationalen Individuen aber raten, wie «gegebene Mittel» auf «Brot» und «Spiele» zu verwenden sind, damit sie optimal zur Befriedigung der *de facto* bestehenden Wünsche genutzt werden können.

Nehmen Sie beispielsweise einmal an, dass ein Römer zweihundert «Sesterzen» (Ressourcen) für «Bretzeln» bzw. «Zirkuskarten» ausgeben könnte. Wenn er «ökonomisch» mit seinen Ressourcen umgeht, sollte es nicht möglich sein, durch Verzicht auf einige Bretzeln und Kauf einer zusätzlichen Zirkuskarte bzw. umgekehrt durch Verzicht auf eine Zirkuskarte und Ankauf zusätzlicher Bretzeln zu einem aus seiner Sicht besseren Gesamtergebnis (Brot- und Spiele-Mix) zu gelangen. Würde ein Sesterz, falls er ihn für Spiele ausgibt, ihm weniger Befriedigung verschaffen als ein für Brot ausgegebener, dann sollte er seine «Ausgabenpolitik» ändern und lieber mehr für Brot und weniger für Spiele ausgeben.

Dies ist das Prinzip von der Angleichung der verschiedenen Grenznutzen bei abnehmendem Interesse an zusätzlicher Versorgung mit jedem der Güter. Es liegt der Ökonomie insgesamt und insbesondere der Theorie rationaler Wunschbefriedigung zugrunde. Es gilt aus Sicht der Ökonomik für rationale Individuen zu allen Zeiten und an allen Orten. Es gilt in der Moderne genauso wie in der Antike. Ersetzen Sie deshalb die Sesterzen durch

Schweizer Franken, Brot durch Rösti und den Zirkus durch den FC Basel, dann werden möglicherweise auch Schweizer ihre Römer-Seele entdecken. Denn die Knappheit der Ressourcen relativ zu den Wünschen stellt alle Menschen unabhängig von den konkreten gesellschaftlichen und technischen Bedingungen und unabhängig von der spezifischen Art der Wünsche vor strukturell gleiche ökonomische Probleme.

Wissenschaften vom Wünschen

Nach dem Vorangehenden scheint es angezeigt, eine wissenschaftlich rationale Behandlung der «Ökonomie der Wünsche» vor allem von der Ökonomik zu erwarten. Allerdings trifft diese Auffassung keineswegs auf einhellige Zustimmung. Denn die traditionelle Ökonomik ist regelmäßig dafür kritisiert worden, dass sie von gegebenen Wünschen ausgehe und daher keine Theorie der Entstehung von Wünschen besitze. Wo die Philosophie Wünsche höherer Ordnung kennt, die Soziobiologie und Biologie evolutionäre Theorien der Wunschausprägung formulieren, die Psychologie und Soziologie die Formierung von Wünschen in Lernprozessen untersuchen, da, so heißt es, schweigt die Ökonomik. Die entscheidenden Fragen der Wunschbildung, der Zivilisierung und Kultivierung unserer Leidenschaften zu vernünftigen Wünschen, könne die Ökonomik, die ja nur die Mittel zur optimalen Befriedigung der gegebenen Wünsche untersuche, nicht behandeln.

Gegenüber solchen Bereichen wie der betriebswirtschaftlichen Marketinglehre war diese Kritik schon immer verfehlt. Aber auch gegenüber der modernen Ökonomik ist sie nur beschränkt zutreffend. Ökonomen formulieren heute adaptive oder evolutionäre Modelle der Wunschaus-

prägung. In diesen Modellen entstehen Wünsche durch positive Verstärkung bestimmter Verhaltensweisen oder durch Vorteile für jene Individuen, welche die betreffenden Wünsche aufweisen. Eine im engeren Sinne biologische Erklärung der Wunschbildung, die auf dem Fortpflanzungserfolg der Träger der betreffenden Wünsche beruht, liegt dieser ökonomischen Betrachtungsweise zwar nicht fern, doch neigen Ökonomen dazu, den genauen Mechanismus, durch den sich für ihren Träger vorteilhafte Wünsche durchsetzen, offen zu lassen. Sie modellieren auch eine Entwicklung von Wünschen, die auf Lernen und verwandte Formen der Adaptation zurückgeht.

Lohn der Tugend

Individuen, die bestimmte Normen akzeptieren, können in der Konkurrenz mit anderen Vorteile erlangen. Es lohnt sich unter Umständen, die «richtigen» Tugenden zu besitzen und die Wünsche in der «richtigen Weise» zu kultivieren. Wie verschiedene Analysen der evolutionären Ökonomik zeigen, kann sich Tugend nur lohnen, wenn wir die Tugendhaften mit einer gewissen Verlässlichkeit erkennen können. Entsprechend der alten Einsicht, dass man alle Menschen manchmal und manche Menschen immer, doch kaum alle Menschen immer täuschen kann, «verraten» sich oft jene, die unmittelbaren Versuchungen und starken Augenblickswünschen nicht widerstehen können. Individuen, denen es an Tugend fehlt, werden möglicherweise erkannt und von ihren Mitmenschen zunehmend gemieden. Sie haben zwar kurzfristig mehr Erfolg als jene, die immer Treu und Redlichkeit üben, doch müssen sie langfristig einen Preis dafür zahlen, dass sie die unmittelbare Befriedigung von Zielen und Wünschen über ihre langfristigen Interessen stellen. Die Hoffnung auf eine Art prästabilisierte Harmonie kann mit recht präzisen ökonomischen Modellierungen untermauert werden¹, ob sie tatsächlich eintrifft, hängt von konkreten Tatsachenfragen ab, die in der Wissenschaft nach wie vor diskutiert werden.

Welchen Erfolg wir in der Gesellschaft haben, ist wesentlich davon abhängig, welche Wünsche wir in uns entwickeln. In der sozialen Interaktion, im Beruf und im Ge-

Es lohnt sich, die Wünsche in der «richtigen Weise» zu kultivieren.

schäftsleben geht es nicht nur um Fertigkeiten. Es geht immer auch darum, wer wir sind. Und das bestimmt sich zum grossen Teil danach, welche Wünsche wir oder andere in uns kultiviert haben. Wir haben deshalb guten Grund, uns bestimmte Wünsche zu wünschen und uns Gedanken darüber zu machen, wer wir sein wollen.²

Rationales Suchtverhalten?

Wir können uns nicht frei aussuchen, wer wir einmal sein werden. Sich einfach zu wünschen, ein anderer zu sein, ist vielmehr nur *wishful thinking*. Doch können wir unsere Wünsche durchaus bewusst beeinflussen. Wer etwa Kunstliebhaber werden möchte, der tut gut daran, sich mit Kunst zu beschäftigen. Das wird dazu führen, dass er allmählich mehr von Kunst versteht. Er wird aber nicht nur besser beurteilen können, was «ästhetisch» oder «gute Kunst» ist, sondern auch verstärkt den Wunsch haben, mit guter Kunst umzugehen. Was zuvor möglicherweise nur ein abstrakter intellektueller Wunsch war, transformiert sich in einen emotional eingefärbten Wunsch oder eine Art Bedürfnis.

Die Ökonomik kann uns lehren, dass extreme Entscheidungen nicht immer irrational sein müssen. Sie kennt etwa eine Theorie des «rationalen Suchtverhaltens». Unter der Voraussetzung, dass wir unsere Wünsche als Süchtige im Voraus sicher einschätzen können, lässt sich zeigen, dass es rational sein kann, sich «mittelbar» zu wünschen, die dem Suchtverhalten zugrundeliegenden «unmittelbaren» Wünsche zu entwickeln. Die Voraussetzung, dass wir unsere Wünsche als Süchtige perfekt voraussehen können, ist jedoch abwegig.

Selbstverständlich haben wir nicht nur Wünsche, die sich auf unsere eigenen Wünsche beziehen. Wir wünschen uns auch, dass andere Menschen in sich bestimmte Wünsche entwickeln, insbesondere unsere Kinder. Wir erziehen sie nicht nur dazu, bestimmte Dinge zu tun. Wenn wir Glück haben, gelingt es uns sogar, ihre Wünsche oder, wie die Ökonomen sagen würden, ihre «Präferenzen» zu beeinflussen.

Die Ökonomik kann die Interdependenz der Wünsche genauer analysieren. Sie kann – wie auf einer anderen Ebene auch die Sozio-(Biologie) – untersuchen, was es

1 Eine informelle Erläuterung dazu liefert R. Frank, *Die Strategische Rolle der Emotionen*, Oldenbourg Verlag, München/Wien 1992. Formal präzisiert wird die Hoffnung in Werner Güth und Hartmut Kliemt, *Evolutionarily Stable Co-operative Commitments. Theory and Decision* 49, 2000, S. 197-221.

2 Wünsche, die sich auf Wünsche beziehen, hängen eng mit dem Konzept einer Person zusammen. Das wird etwa gezeigt in Harry G. Frankfurt, *Freedom of the Will and the Concept of a Person*, The Journal of Philosophy Vol. LXVIII, No. 1, January 1971, S. 5-20.

für die Verwendung knapper Mittel bedeutet, wenn die Bedürfnis- bzw. Wunschbefriedigung einer Mutter von der Bedürfnisbefriedigung des Kindes abhängt und umgekehrt. Der Ökonom wird beispielsweise darauf hinweisen, dass es in solchen Fällen durchaus ein spezifisches Anreizsystem gibt, welches die Mutter dazu anhält, nicht nur die unmittelbaren Bedürfnisse des Kindes zu befriedigen, sondern sich auch Gedanken darüber zu machen, welche Wünsche das Kind langfristig ausbilden wird. Nicht nur das Wohl des Kindes, sondern auch ihr eigenes hängt bis zu einem gewissen Grade von diesen Wünschen ab.

Wir mögen uns wünschen, die Menschen wären Engel, doch wird dieser Wunsch nicht von Erfolg gekrönt sein.³ Die Menschen sind von Natur weder Teufel noch Engel, und Erziehung kann sie durchgängig weder zum einen noch zum anderen machen. Wir werden uns vielmehr damit abfinden müssen, in einer moralisch imperfektilen Welt zu leben.

Das Spiel mit dem Ultimatum

Dennoch sollten wir nicht unterschätzen, wie tief bestimmte moralische Wünsche verankert und wie wichtig sie für soziale Abläufe sind. In einer Welt, in der die Menschen etwa nicht den Wunsch verprüften, dass Gerechtigkeit geschehe, wäre es schwer, «gut» zu leben. Ironischerweise hat mittlerweile auch die Ökonomik, entgegen ihrem ursprünglichen Menschenbild, eine überwältigende Fülle von Belegen für die Wirksamkeit von eher ideellen Wünschen wie dem nach Gerechtigkeit entdeckt: In ökonomischen Experimenten zeigt sich nämlich, dass Menschen bereit sind, teilweise hohe Einkommensopfer zu erbringen, um ihren Wunsch nach Gerechtigkeit ausleben zu können. Experimente zum sogenannten Ultimatumspiel mögen hier stellvertretend für andere stehen.⁴

Stellen Sie sich vor, Sie nehmen an einem kleinen Experiment teil. Dafür bietet man Ihnen eine Teilnahmeprämie von zehn Schweizer Franken. Es wird Ihnen gesagt, dass Sie mit einem Partner, den Sie niemals zu Gesicht bekommen werden, ein Spiel spielen sollen, das etwa zehn Minuten Zeitaufwand verlangt. Nehmen wir an, Sie sind bereit, diese zehn Minuten auf-

In ökonomischen Experimenten zeigt sich, dass Menschen bereit sind, teilweise hohe persönliche Einkommensopfer zu erbringen, um ihren Wunsch nach Gerechtigkeit ausleben zu können.

zubringen. Sie gehen mit und erhalten einen Briefumschlag, in dem sich 60 Franken befinden und die Instruktion, auf einen Zettel zu schreiben, wie viel davon für Sie selbst (Betrag X) und wie viel für Ihren Mitspieler (Betrag Y) sein sollen ($X+Y = 60$ Franken). Außerdem werden Sie darüber informiert, dass Ihr Mitspieler ein Votorecht besitzt. Sie werden den Betrag X nur erhalten, wenn Ihr Mitspieler den Betrag Y auch annimmt. Wenn der Mitspieler annimmt, erhalten Sie X und er Y, wenn er ablehnt, erhalten beide nichts. Wenn Ihr Mitspieler allein den Wunsch nach materiellem Wohlstand hätte, dann sollte er eigentlich jeden positiven Betrag annehmen, den Sie ihm bieten. Denn etwas ist immer besser als gar nichts. Die Aufteilung $X = 59$ Franken und $Y = 1$ Franken würde sich daher anbieten, zumal die Angelegenheit völlig anonym bleibt. Nach dem Menschenbild der traditionellen Ökonomik sollten derartige Aufteilungen durchgängig beobachtet und auch angenommen werden. Dennoch werden solche Aufteilungen fast nie vorgenommen und wenn doch, dann werden sie sehr selten angenommen. Selbst Aufteilungen von $X = 40$ und $Y = 20$ werden häufig abgelehnt. Der Veto-Spieler erwartet offenkundig mehr – typischerweise eine Aufteilung von $X = 30$ und $Y = 30$. Er lässt sich seinen Wunsch nach Gerechtigkeit etwas kosten, da er ja bei einer Ablehnung auf jeden Fall etwas verliert. Die Menschen wissen voneinander, dass sie derartige Wünsche haben bzw. hegen, weshalb die häufigste Aufteilung $X = 30$ und $Y = 30$ lautet.

In einer Vielzahl von Experimenten konnte dieses Ergebnis bestätigt werden. Die Experimente wurden in verschiedenen kulturellen Kontexten mit Beträgen vorgenommen, die bis in den Bereich mehrerer Monatseinkommen reichten. Die Ergebnisse waren weitgehend ähnlich. Diese Resultate der modernen experimentellen Ökonomik legen den Schluss nahe, dass die Ökonomie menschlicher Wünsche nicht die der traditionellen Ökonomik ist.

Ein persönlicher Wunsch zum Schluss: Wir wünschen uns, dass die Ökonomik nach dem *Homo oeconomicus* nun endlich den *Homo sapiens* entdeckt. Vielleicht ein «frommer Wunsch», doch nicht ganz hoffnungslos. ♦

³ Es ist auch nicht klar, ob die Welt dadurch soviel besser würde; vgl. Bertrand de Mandeville, *Die Bienenfabel*, Suhrkamp, Frankfurt 1968, 1715.

⁴ Ursprünglich eingeführt in Werner Güth et al., *An Experimental Analysis of Ultimatum Bargaining*, *Journal of Economic Behavior and Organization* 3, 1982, S. 367–388.

DIE GEMEINSAME WURZEL VON WONNE UND VENUS

Der Wunsch des Philologen

Jochen A. Bär

studierte Germanistik und Philosophie in Heidelberg. 1998 wurde er mit einer Dissertation über die Sprachreflexe der deutschen Frühromantik promoviert; seine Arbeit erhielt den Ruprecht-Karls-Preis der Universität Heidelberg. Seit Oktober 2001 ist er wissenschaftlicher Assistent am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen Sprachgeschichte, Lexikologie, Semantik und Sprachphilosophie.

W

ünscht man als Philologe Aufschluss über einen Sachverhalt zu gewinnen, so wähnt man sich gewöhnlich wohl beraten, wenn man das Wort, das ihn bezeichnet, auf seine Herkunft untersucht. Auch im Falle des Wunsches führt die Frage nach der Wortherkunft auf interessante Zusammenhänge. Als dem deutschen Wort *Wunsch* («Begehrten, Verlangen, Ersehntes») zugrundeliegend lässt sich eine indoeuropäische Wurzel *uen-* erschliessen, die so viel bedeutet wie «nach etwas streben, etwas erreichen oder haben wollen». Auf sie gehen auch andere Wörter in verschiedenen indoeuropäischen Sprachen zurück, so etwa lateinisch *venus* («Liebe, Liebesgenuss, Liebreiz, Anmut», auch als Eigename der dafür zuständigen Göttin), deutsch *gewinnen*, *Wahn* und *wähnen*, *wohnen*, *gewöhnen* und *Wonne*.

Die ganz unterschiedlichen Bedeutungen dieser Wörter lassen bei näherem Hinsehen doch einen gemeinsamen Kern, eben den Gedanken des Strebens, erkennen. Dieser wird allerdings jeweils mit zusätzlichen Bedeutungsaspekten angereichert. So steckt in *gewinnen* ebenso wie in *gewöhnen*, *wohnen* und *Wonne* neben dem Gedanken des Strebens der des erreichten Ziels: Die ursprüngliche Bedeutung von *gewinnen* lässt sich angeben mit «erfolgreich nach etwas streben»; in *gewöhnen* und *wohnen* ist der bereits erzielte Erfolg, das dauerhafte Sicheinrichten oder -eingerichtethaben im Gewonnenen enthalten; *Wonne* ist der Gemütszustand, in dem man sich befindet, wenn etwas Erstrebtes erreicht wird: «Freude, Vergnügen, Beglückung». In *Wahn* und dem zugehörigen Verb *wähnen* findet sich demgegenüber der Aspekt der Vergeblichkeit; unter *Wahn* verstehen wir eine unbegründete Erwartung oder Hoffnung, und unter *wähnen* das Hegen derselben.

Wer etwas *wünscht*, strebt danach, es zu erlangen. In den alten Zeiten, da das Wünschen noch geholfen hat, war hierbei vor

allem an Zauberei und übernatürliche Kräfte des Willens gedacht – auch bei der negativen Variante des Wunschkens, dem *Verwünschen*, bei dem jemandem Schlechtes gewünscht wurde. Dieses Wort, das erst seit dem 16. Jahrhundert literarisch belegt ist, zeigte die unerwünschte Neigung, im Mittelworte der Vergangenheit – zu deutsch: im Perfektpartizip – sowohl schwach (*verwünscht*) als auch stark (*verwünschen*) zu erscheinen. Abgesehen davon, dass eine Vorliebe für die starke Form vor allem die oberdeutschen Regionen zeigten, wurden beide lange Zeit ohne Unterschied nebeneinander verwendet.

Erst die aufklärerischen Rationalisten des 18. Jahrhunderts verspürten den Wunsch, hier Eindeutigkeit zu schaffen. Diejenige Sprache, wähnten sie, sei die beste, die für jeden Gedanken genau ein Wort habe. Demzufolge schienen zwei verschiedene Wortformen für einen und denselben Gedanken ihnen überflüssig, und sie gebrauchten bevorzugt die schwache Form, weil diese den grammatischen Regeln entsprach. Da sich indes das verwünschte *verwünschen* auf Dauer nicht unterdrücken liess, unternahm es das späte 19. Jahrhundert, ihm eine besondere Bedeutung zu geben: Weitgehend unabhängig vom Verb kennt es die Schriftsprache spätestens seit den 1870er Jahren, «vor allem um die verträumte Schönheit eines stillen, versponnenen, abgelegenen Winkels zu charakterisieren». So nachzulesen mit wünschenswerter Klarheit nirgends anders als bei – den Brüdern Grimm. Allerdings nicht in ihrem erfolgreichsten Werk, den «Kinder- und Hausmärchen», sondern in ihrem grössten, dem «Deutschen Wörterbuch». Und um aufrichtig zu sein: In einem Band, der erst lange nach dem Tode der Brüder von einem ihrer Nachfolger verfasst wurde. Denn das Riesenwerk, an dem von 1852 bis 1960 gearbeitet wurde, vollendet zu sehen, das blieb für die Grimms zeitlebens ein unerfüllter Wunsch. ♦

Brigitte Boothe,
Psychologin, promovierte in Philosophie und habilitierte an der Medizinischen Fakultät der Universität Düsseldorf über Sprache und Psychoanalyse. Sie ist Professorin für Klinische Psychologie an der Universität Zürich, Psychoanalytikerin, Psychotherapeutin und Mitherausgeberin der Fachzeitschrift «Psychotherapie und Sozialwissenschaft». Sie hat zur Psychoanalyse der Weiblichkeit, zur Kommunikation und Narration in der Psychotherapie und zur Psychologie des Wunsches publiziert.

WER NICHT GUT LEBT, KANN DOCH VOM GUTEN LEBEN TRÄUMEN

Der Wunsch der Psychologin

Wer sich einen Wunsch in der Phantasie erfüllen kann, der fühlt sich wohl für eine Weile. Das Traumbild tröstet und ist ein kleines Glück. Doch dem, der praktisch denkt, dem hilft kein Wunsch, der nur zum Träumen und nicht zur Tat anregt.

Wellness, Wohlsein, gute Laune. So tönt, so klingt es in Frauen-, Familien-, Fernsehmagazinen. Den Winter unseres Missvergnügens muss es nicht mehr geben. Richtiger Sport und richtiges Essen verschaffen Wohlbefinden und Glücksgefühle. Das Wissen über hormonale Regulierungsprozesse bringt uns psychohygienisch weiter. Und doch: Was helfen Brot, Wein und Dauerlauf gegen soziale Not, Pech in der Liebe, Krankheit, Tod und Verlust der Heimat? Das Unglück raubt uns den Schlaf, lähmst die Tatkräft, erschlägt die Hoffnung. Aber seltsam: So mutlos einer sein mag, das Phantasieleben regt sich in ihm. Und verschafft sich Gehör, von Zeit zu Zeit. Im Schlafen. Im Wachen. «*Plötzlich, da kommt es mir, treuloser Knabe/Dass ich die Nacht von dir geträumet habe*», heißt es bei Mörike im Gedicht vom «Verlassenen Mägdlein». Wer nicht gut lebt, kann doch vom guten Leben träumen. Wer Heimweh hat, dem kommen verklärte Bilder von damals in den Sinn. Wer Sorgen hat, dem kommt, ob er will oder nicht, der Seufzer «*Wär's doch schon vorbei!*» Gewonnen ist auf diese Weise nichts für das praktische Leben. Der Heimwehkranke sitzt deprimiert herum. Der Sorgengeplagte läuft händeringend umher. Der Unglückliche stiert ins Glas. So traurig das ist, die Tränen tun wohl. Der faule Tagtraum ist nützlich: Er verschafft psychischen Komfort, wenn das Handeln nicht möglich oder nicht aussichtsreich ist.¹

Macht der Unlust

Man kennt aus der psychotherapeutischen Arbeit die *Anhedonie*: die Unfähigkeit, sich

zu freuen. Die Betroffenen leben in ständiger Spannung, Unruhe und Reizbarkeit. Kleine Widrigkeiten des Alltags sind für sie Anlass zu massiver Verstimmung und zu selbst- und fremdschädigenden Attacken. Ihnen fehlt Wesentliches im Umgang mit Frustration: die Möglichkeit, sich zurückzunehmen, sich selbst zu beruhigen, zu beschwichtigen, zu besänftigen. Dies gelingt ihnen, wenn überhaupt, nur durch den Gebrauch sedierender und stimmungsaufhellender Substanzen – und durch den Gebrauch von Menschen, deren physische Anwesenheit als besänftigende Droge wirkt. Wer anhedonisch ist, dem fehlt nicht nur die Möglichkeit, das Erfreuliche zu geniessen, sondern er kann auch nicht den Alltag mit Lichtpunkten auskleiden. Wer Misserfolg und Kränkung, Verlust und Enttäuschung, Kummer und Ärger psychisch meistert, der verfügt über ein hedonisches Regulativ. Er lässt es nicht zu, dass die Macht der Unlust imperial von ihm Besitz ergreift. Das ist möglich durch die «Wunscherfüllung in der Phantasie».

Wunscherfüllende Bilder

Freud entwickelte diese Idee erstmals in der «Traumdeutung» (1900). Wenn wir im Raum des Psychischen Szenarien der Erfüllung, der Freude, des Behagens geniesen, so ist dies der Ersatz für ein Gutes, das wir in der Vergangenheit wirklich erfahren haben. Das Gedächtnis bewahrt das erfahrene Gute wie ein Hüter und Pfleger von Schätzen und evoziert es als – oft unbewusst bleibende – Erinnerungsspur im Augenblick der Spannung und Not, und dieser mentale Ersatz für eine positive Wirklichkeit kann aktuelle Unlust vorüber-

1 B. Boothe (Hrsg.), *Verlangen, Begehrn, Wünschen. Einstieg ins aktive Schaffen oder in die Lethargie*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1999.

B. Boothe, A. von Wyl, R. Wepfer (Hrsg.), *Über das Wünschen. Ein seelisches und poetisches Phänomen wird erkannt*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1998.

gehend mildern. Es handelt sich um einen kreativen Akt, denn die positive Erfahrung wird nachträglich beglänzt und verklärt. Es ist wie in der Bierwerbung. Ein durstiger Mann in der Wüste – ein schäumendes Bierglas als Fata Morgana. Kein Bier kann so herrlich schmecken wie dieses. Der Durst schafft dem Bier die Poesie der Verklärung. Genauer: Die Evokation des Guten aus der Tiefe der Erinnerung macht das Bier zum Göttertrank und macht den «Durst erst schön». Diese kreative Vorstellungs-Arbeit ist nicht müsiggang. Sie hilft dem Durstigen, noch ein Weilchen auszuhalten. Das Bild vom Bier weist nicht den rechten Weg zur Wasserquelle, erlaubt aber das Warten, so lange das zielführende Handeln verwehrt ist. Wer praktisch tätig ist, dem helfen wunscherfüllende Bilder nicht weiter. Im Gegenteil, hier ist es wichtig, das konkrete Ziel in aller Nüchternheit realistisch vor Augen zu haben.² Wir kennen von alters her den Antagonismus von Müsiggang und Arbeitsethos, Genuss des Augenblicks und Triumph der Tatkraft.

Wie wunscherfüllende Vorstellungen als hedonisches Regulativ in uns wirksam sind, zeigt schon das Alltagswissen über Emotionen. Da gibt es solche, die den schmerzhaften Unterschied zwischen Wunsch und Wirklichkeit heftig aufreissen, und andere, die ihn nivellieren. Nur wenige Beispiele: Die Reue ist jene Qual, die uns inbrünstig wünschen lässt, man hätte anders gehandelt, als man es in Wirklichkeit getan hat. Der Neid lässt uns spüren, dass wir uns heftig wünschen, an der Stelle des Beneideten zu sein.³ In der Scham erleben wir die Sehnsucht nach Anerkennung und sehen uns in Wirklichkeit blossgestellt. Ganz anders die Freude: Für einen Augenblick fallen Wunsch und Wirklichkeit zusammen. Es ist ein Augenblick der Fülle. Ähnlich beim Stolz: Im

Moment des Triumphes ist man, erfolgsgetragen, der Grösste.

Erinnern als Trost und Befreiung

Menschen mit anhedonischen Tendenzen kennen die Trostprämie nicht. Ist der Geliebte aus den Augen, dann wird die Trennung nicht durch schöne Bilder der Erinnerung und freudvoller Künftigkeit versüßt. Weg ist weg. Finsternis bricht an. Die Fähigkeit, mit wunscherfüllenden Vorstellungen psychische Lebensqualität zu verbessern, Wohlbefinden inmitten von Widrigkeiten zu regulieren, schafft mindestens so gute Laune wie Jogging, Banane und Vollkornbrot. Sie hat aber zusätzlich den Vorteil, gute Laune auch dann zu verschaffen, wenn das Vollkornbrot ausgegangen und wenn man schlecht zu Fuss ist.

Es geht dabei nicht um naive Seligkeit und passiven Rückzug. Denken wir an die wichtige Emotion der Trauer. Sie akzentuiert die Diskrepanz von Wunsch und Wirklichkeit unerbittlich. Man hat einen Verlust erlitten, er ist endgültig. Man hängt an dem, was man verloren hat. Man will das zunächst nicht akzeptieren und ist dennoch genötigt, im Lauf der Zeit sich abzufinden und Neuem zuzuwenden. Wenn dieser Prozess der Trauerarbeit⁴ produktiv verläuft, wird der Trauernde innerlich reicher, für das Leben empfänglicher und genussfähiger geworden sein. Er freut sich jetzt am «Palast der Erinnerung» – den auratischen Bildern seiner liebenden Phantasie; er kennt sich selbst besser als vorher, weil ihm bewusster ist, woran sein Herz hängt und weil er die Weisheit des Verzichts kennt; er verfügt über Humor und Selbstliebe, denn er hat alte Bindungen gelöst und pflückt in neuer Freiheit die Blumen, die jetzt am Weg stehen. ♦

2 K. Rink, *Wunsch, Wille, Absicht – ein motivationstheoretisches Modell*. In: B. Boothe, A. von Wyl, R. Wepfer (Hrsg.), *Über das Wünschen. Ein seelisches und poetisches Phänomen wird erkundet*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1998, S. 110–133.

3 S. Hillenkamp, *Ich will auch. Die ZEIT* 2002, 44: 65–66.

4 S. Freud, *Die Traumdeutung. Gesammelte Werke II/III*, 1900. S. Freud, *Trauer und Melancholie. Gesammelte Werke X*, 1916.

Governments, like most people, like to think that there is a free lunch, and they were delighted with a system which increased their discretionary room for manoeuvre.

Aus: John Laughlin, *The Tainted Source. The Undemocratic Origins of the European Idea*, London 1997, p. 213.

Heinz Rölleke

ist Professor für Deutsche Philologie an der Bergischen Universität in Wuppertal. Er ist Herausgeber der germanistischen Zeitschrift «Wirkendes Wort» und beschäftigt sich in seinen zahlreichen Publikationen mit der deutschen Literaturgeschichte und der literarischen Volkskunde. Seine Veröffentlichungen zu Leben und Werke der Brüder Grimm sind in viele Sprachen übersetzt worden. Zu seinen jüngsten Veröffentlichungen gehört «Grimms Märchen und ihre Quellen. Die literarischen Vorlagen der Grimmschen Märchen synoptisch vorgestellt und kommentiert» im Wissenschaftlichen Verlag Trier.

«WO DAS WÜNSCHEN NOCH GEHOLFEN HAT»

Der Wunsch des Märchenforschers

Den Menschen geht es nicht unbedingt besser, wenn ihre Wünsche erfüllt werden. Jedenfalls nicht im Märchen. Oft ist die Moral der Geschichte: Bleibe in Deinem Stand und strebe nicht nach Höherem.

«*In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat*» – den Beginn des ersten Satzes in der berühmtesten Märchensammlung aller Zeiten hat Wilhelm Grimm erst 1837 in der dritten Auflage der «Kinder- und Hausmärchen» formuliert, sodass er wohl programmatisch gemeint ist: Märchen stammen aus Zeiten, in denen magisches Denken und Wünschen noch Realitätscharakter hatten; Märchen sind von den Wünschen und den Wunschverfüllungen der Protagonisten scheinbar wesentlich geprägt.

Doch schon die Geschichte vom «Froschkönig», die mit dieser Formulierung eingeleitet wird, lässt die etwas naive Gleichsetzung von wirkmächtigem Wünschen und Glückserfüllung ein wenig fragwürdig erscheinen, weil in diesem Text nirgendwo vom Wünschen, wohl aber vom Verwünschen die Rede ist: «*Da erzählte er ihr, er wäre von einer bösen Hexe verwünscht worden*». Diese Verwünschung hat fraglos «geholfen», denn aus dem Prinzen wurde unweigerlich ein Frosch.

Ähnliches erzählt der Anfang der Geschichte von den «Sieben Raben»: Der Vater rief «im Ärger» über seine Söhne: «*Ich wollte, dass die Jungen alle zu Raben würden*» – und so geschieht es umgehend, denn in Zeiten, wo das (Ver-)Wünschen noch geholfen hat, musste man offenbar vorsichtig mit dieser Gabe umgehen. Im Ernst hat der Vater nicht die Verwandlung, das heißt den Tod seiner sechs Söhne gewollt; aber die unbedachte Äusserung seines Ärgers zeitigt im Märchen irreversibel schlimme Folgen.

Schon die beiden Beispiele zeigen, dass das Märchen seine Rezipienten zu allen Zeiten wohl vor der Utopie warnen will, dem Menschen ginge es gut oder jedenfalls besser, wenn er (noch) die Gabe des Wunschkens hätte. In einer Fülle von Fallbei-

spielen wird das unübersehbar konterkariert. Es sei in diesem Zusammenhang nur noch an das berühmte Märchen «Vom Fischer und seiner Frau» erinnert, in dem sich die Wünsche des Fischerweibs sehr schnell ins Absurde und schliesslich ins vollends Masslose steigern. «*Na, wat will se denn?*», fragt der Zauberfisch am Ende des Märchens. «*Ach, se will warden as de lewe Gott.*» – «*Ga man hen, se sitt all weder in'n Pißputt.*» Das ist die bündig ausgesprochene Strafe für unvernünftiges Wünschen, das unversehens zur Selbstverwünschung pervertiert.

Die Märchenfiguren können offensichtlich mit der Gabe des Wunschkens entweder gar nicht oder nur unzulänglich umgehen. Davon ist auch der zuweilen auf Erden wandelnde liebe Gott in dieser Gattung nicht ganz auszuschliessen. Als das fromme Mädchen in der Geschichte von der «Weissen und der schwarzen Braut» unbewusst die Prüfung bestanden und ihm den rechten Weg gewiesen hat, gibt er ihr drei Wünsche frei – in jüngeren Märchenfassungen hat eben Gott die Rolle des Wunschadressaten übernommen. Sehr märchengerecht wünscht sich das Mädchen die schönste Frau der Welt zu sein und dazu einen nie leer werdenden Geldbeutel, ehe Gott den Zeigefinger hebt und mahnt: «*Vergiss das Beste nicht!*». Daraufhin wünscht sie sich ohne erkennbare Begeisterung nach ihrem Tod die Ewige Seligkeit. Da sie aber ebenso wenig wie alle anderen Märchenheldinnen sterben wird, ist das ein nutzloser, ja unsinniger Wunsch, der unter dem Druck göttlicher Instanz vertan wurde. Im Märchen «Der Arme und der Reiche» hat Gott offenbar hinzugelernt. Als der barmherzige Arme von den drei gewährten Wünschen nur zwei zu formulieren weiß – er wünscht sich zuerst die Ewige Seligkeit, sodann Gesundheit –,

hilft ihm der liebe Gott mächtig gerecht weiter und korrigiert damit ausnahmsweise einmal das sonst immer zutage tretende Unvermögen, richtig mit der Wunschgabe umzugehen: «Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?»

Der weitere Fortgang dieses Märchens steuert dann zum weltliterarischen Schwankmotiv der schlechthin törichten Wünsche. Sie begegnen uns im Märchen auf Schritt und Tritt. Johann Peter Hebel hat dieses Motiv in seiner auf einem Märchen Perraults basierenden Kalendergeschichte «Drei Wünsche» auf den Punkt gebracht: Nachdem ein junges Paar drei Wunschgewährungen einer Fee töricht und grotesk vertan hat, indem die Frau sich übereilt und gedankenlos ein Würstchen zum Essen, er in seinem Ärger ihr dasselbe an die Nase und schliesslich wieder herunter gewünscht hatte («wie gebeten, so geschehen»), mahnt der Erzähler seinen Leser: «Merke: Wenn dir einmal die Bergfei also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche Numero eins: Verstand, dass du wissen mögest, was du Numero Zwei wünschen sollst, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, dass du alsdann etwas wähltest, was ein törichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.»

Gerade in der abschliessenden Mahnung lässt Hebel etwas von der Intention der in Europa wie im Orient («1001 Nacht») seit dem Hochmittelalter immer wieder begegneten Geschichten von den törichten Wünschen erkennen: Sind Schwänke und Märchen in der Regel eher «Geschichten von unten», also aus der Perspektive und den Bedürfnissen des einfachen Volks entstanden und entwickelt, so ist es bei diesem Schwanktyp umgekehrt. Das «Contenti estote!», mit denen die Herrschenden und Reichen seit je das Volk von seinen mehr oder weniger berechtigten Wünschen und Forderungen abbringen wollten, wird an solchen Geschichten exemplifiziert und eingetrich-

Lieber Leser,
selbst wenn
Du Wünsche frei
hättest, um
Dich damit aus
Enge, Unter-
drückung und
Armut zu
befreien, würdest
Du sie vertun:
also bescheide
Dich und
sei zufrieden.

tert: Lieber Leser, selbst wenn Du Wünsche frei hättest, um Dich damit aus Enge, Unterdrückung und Armut zu befreien, würdest Du sie vertun und wärst am Ende womöglich noch unglücklicher als Du jetzt zu sein wählst; also bescheide Dich und sei zufrieden.

So kommt es denn auch im Märchen «Der Arme und der Reiche» wie es kommen muss: Der Reiche erzwingt sich drei Wünsche, missbraucht den ersten zur Verwünschung seines unruhigen Pferdes, sodass es krepiert, den zweiten aus Neid gegen seine faule Frau, die er auf den Pferdesattel fest wünscht, und dann muss er den dritten Wunsch opfern, um sie wieder zu lösen. Er hat sein Pferd verloren und einen gewiss handfesten Ehekrach erreicht. Das ist das Ende vom Lied, vor dem der liebe Gott eindrücklich gewarnt hatte, wie es sonst eben die herrschende Klasse zu tun pflegte.

Will man sich im Märchenreich wohl fühlen, dann sollte man sich beim Thema Wünschen also lieber an die vielen Wunschkönige halten wie das «Tischlein deck dich», den «Esel streck dich» oder auch den «Knüppel aus dem Sack». Wenn diese sach- und der Märchenethik entsprechend eingesetzt werden, spenden sie dem Besitzer nicht nur märchenhaftes Glück, sondern sie stellen auch ein Stück Gerechtigkeit in der Welt wieder her, indem sie den Armen und Fleissigen belohnen, den bösartigen Hochmütigen aber deftig bestrafen. Auch bescheideneren Ansprüchen kann im Märchen geholfen werden. Wie etwa dem bayerischen Bauern, von dem in der Geschichte vom «Armen und Reichen» die Rede ist, «der auch drei Wünsche frei hatte, der wusste sich zu helfen, der wünschte sich zuerst recht viel Bier und zweitens soviel Bier, als er trinken könnte, und drittens noch ein Fass Bier dazu.»

Die «alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat» waren nach Ausweis der Märchen so paradiesisch nicht, wie man eigentlich denken sollte. Ob man wünschen sollte, sie kämen wieder? ♦

«SE SITT ALL WEDER IN'N PIßPUTT»

Von dem Fischer un syner Fru, zitiert aus Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Band 1, Reclam, Stuttgart, S. 119 ff.

«Dar wöör maal eens en Fischer un syne Fru, de waanden tosamen in'n Pißputt, dicht an der See, un de Fischer güng alle Dage hen un angeld: un he angeld un angeld.

So seet he ook eens by de Angel und seeg jümmer in das blanke Water henin: un he seet un seet.

Do güng de Angel to Grund, deep ünner, un as he se heruphaald, so haald he enen grooten Butt heruut. Do säd de Butt to em «hör mal, Fischer, ik bidd dy, laat my lewen, ik bün keen rechten Butt, ik bün'n verwünschten Prins. Wat helpt dy dat, dat du my doot maakst? i würr dy doch nich recht smecken: sett my wedder in dat Water un laat my swimmen.» «Nu», säd de Mann, «du bruukst nich so veel Wöörd to maken, eenen Butt, de spreken kann, hadd ik doch wol swimmen laten.» Mit des sett' he em wedder in dat blanke Water, do güng de Butt to Grund und leet enen langen Strypen Bloot achter sik. So stünn de Fischer up un güng nach syne Fru in'n Pißputt.

«Mann», säd de Fru, «hest du hüüt niks fungen?» «Ne», säd de Mann, «ik füng enen Butt, de säd, he wöör en verwünschten Prins, da hebb ik em wedder swimmen laten.» «Hest du dy denn niks wünschd?» säd de Fru. «Ne», säd de Mann, «wat schull ik my wünschen?» «Ach», säd de Fru, «dat is doch äwel, hyr man jümmer in'n Pißputt to waanen, dat stinkt un is so eeklig: du haddst uns doch ene lüttje Hütt wünschen kunnt. Ga noch hen un roop em: segg em, wy wählt ne lüttje Hütt hebben, he dait dat gewiß.» «Ach», säd de Mann, «wat schull ich door noch hengaan?» «I», säd de Fru, «du haddst em doch fungen, un hest em wedder swimmen laten, he dait dat gewiß. Ga glyk hen.» De Mann wull noch nicht recht, wull awerst syn Fru ook nicht to weddern syn un güng hen na der See.

As he door köhm, wöör de See ganß gröön un geel un goor nich mee so blank. So güng he staan und säd

«Manntje, Manntje, Timpe Te
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru de Ilsebill
will nich so, as ik wol will.»

Do köhm de Butt answemmen un säd: «Na, wat will se denn?» «Ach», säd de Mann, «ik hebb di doch fungen hatt, nu säd myn Fru, ik hadd my doch wat wünschen schullt. Se mag nich meer in'n Pißputt wanen, se wull geern ne Hütt.» «Ga man hen», säd de Butt, «se hett se all.»

Do güng de Mann hen, un syne Fru seet nich meer in'n Pißputt, dar stünn awerst ene lüttje Hütt, un syne Fru seet vor de Döhr up ene Bänk. (...) «Süh,» säd de



Jacob (1785–1863) und Wilhelm (1786–1859) Grimm

Fru, 'is dat nich nett?» «Ja», säd de Mann, «so schall't blywen, nu wähl wy recht vergnöögt lewen.» «Dat wähl wy uns bedenken», säd de Fru. Mit des eeten se wat un güngen to Bedd.

So güng dat wol 'n acht oder veertein Dag, do säd de Fru «hör, Mann, de Hütt is ook goor to eng, un de Hof un de Goorn is so kleen: de Butt hadd uns ook wol een grötter Huus schenken kunnt. Ich much woll in enem grooten stenern Slott wanen: ga hen tom Butt, he schali uns en Slott schenken.» (...) Dem Mann wöör syn Hart so swoor, un wull nich; he säd by sik sülwen «dat is nich recht», he güng awerst doch hen.

As he an de See köhm, wöör dat Water ganß vigelett un dunkelblau un grau un dick, un goor nich meer so gröön un geel, doch wöör't noch still. Do güng he staan un säd

«Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru de Ilsebill
will nich so, as ik wol will.»

«Na wat will se denn?» säd de Butt. «Ach», säd de Mann half bedrööft, «se will in 'n groot stenern Slott wanen.» «Ga man hen, se stait vör der Döhr», säd de Butt.

Da güng de Mann hen un dachd, he wull na Huus gaan, as he awerst daar köhm, so stünn door 'n grooten stenern Pallast, un syn Fru stünn ewen up de Trepp und wul 1 henin gaan: do nöhm se em by de Hand und säd «kumm man herein.» (...)

Den annern Morgen waakd de Fru to eerst up, dat was jüst Dag, un seeg uut jem ehr Bedd dat herrliche Land vör sik liggen. De Mann reckd sik noch, do stödd se em mit dem Ellbagen in de Syd und säd ‹Mann, sta up un kyk mal uut dem Fenster. Süh, kunnen wy nich König warden äwer all düt Land? Ga hen tom Butt, wy wählt König syn.› ‹Ach, Fru, säd de Mann, ‹wat wähl'n wy König syn! ik mag nich König syn.› (...) Da güng de Mann hen un wöör ganß bedrō[ö]ft, dat syne Fru König warden wull. ‹Dat is nich recht un is nicht recht, dachd de Mann. He wull nich hen gaan, güng awerst doch hen.›

Un as he an de See köhm, do wöör de See ganß swartgrau, un dat Water geerd so von ünnen up und stünk ook ganß fuul. Do güng he staan un säd

›Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje' Buttje in der See,
myne Fru de Ilsebill
will nich so, as ik wol will.›

›Na wat will se denn?› säd de Butt. ‹Ach,› säd de Mann, ‹se will König warden.› ‹Ga man hen, se is't all,› säd de Butt.

Do güng de Mann hen, und as he na dem Pallast köhm, so wöör dat Slott veel grötter worren, mit enem grooten Toorn un herrlyken Zyraat doran: un de Schildwach stünn vor de Döhr, un dar wören so väle Soldaten un Pauken un Trumpeten. (...) Do stünn he und seeg se an, un as he do een Flach [eine Zeitlang] so ansehn hadd, säd he ‹ach, Fru, wat lett dat schöön, wenn du König büst! nu wähl wy ook niks meer wünschen.› ‹Ne, Mann,› säd de Fru un wöör ganß unruhig, ‹my waart de Tyd un Wyl al lang, ik kann dat nich meer uthollen. Ga hen tom Butt, König bün ik, nu mutt ik ook Kaiser warden.› ‹Ach, Fru,› säd de Mann, ‹wat wullst du Kaiser warden?› ‹Mann,› säd se, ‹ga tom Butt, ik will Kaiser syn.› (...) Do de Mann awer hengüng, wöör em ganß bang, un as he so güng, dachd he be sik ‹düt gait und gait nich good: Kaiser is to uutvörschaaimt, de Butt wart am Ende möd.›

Mit des köhm he an de See, do wöör de See noch ganß swart un dick un füng al so von ünnen up to gee-ren, dat et so Blasen smeet, un et güng so em Keekwind äwer hen, dat et sik so köhrd; un de Mann wurr groen [grauen]. Do güng he staan un säd

›Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru de Ilsebill
will nich so, as ik wol will.›

›Na, wat will se denn?› säd de Butt. ‹Ach Butt,› säd he, ‹myn Fru will Kaiser warden.› ‹Ga man hen,› säd de Butt, ‹se is't all.›

Do güng de Mann hen, un as he door köhm, so wöör dat ganze Slott von poleertem Marmelsteen mit alba-sternen Figuren un gollnen Zyraten. (...) Do güng he

staan un beseeg se sik so recht, un as he se so'n Flach ansehen hadd, so säd he ‹ach, Fru, wat lett dat schöön, wenn du Kaiser büst.› ‹Mann,› säd se, ‹wat staist du door? ik bün nu Kaiser, nu will ik awerst ook Paabst warden, ga hen tom Butt.› ‹Ach, Fru,› säd de Mann, ‹wat wulst du man nich? Paabst kannst du nich warden, Paabst is man eenmal in der Kristenheit, dat kann he doch nich maken.› (...) Do wurr he bang un güng hen, em wöör awerst ganß flau, un zitterd un beewd, un de Knee un de Waden slakkerden em. Un dar streek so'n Wind äwer dat Land, un de Wolken flögen, as dat düster wurr gegen Awend: (...) Do güng he recht vör-zufft (verzagt) staan in de Angst un säd

›Manntje, Manneje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru de Ilsebill
will nich so, as ik wol will.›

›Na, wat will se denn?,› säd de Butt. ‹Ach,› säd de Mann, ‹se will Paabst warden.› ‹Ga man hen, se is't all,› säd de Butt.

Do güng he hen, un as he door köhm, so wöör dar as en groote Kirch mit luter Pallastens ümgewen. (...) Do güng he staan un seeg se reche an, un dae wöör, as wenn he in de hell Sunn seeg. As he se do en Flach ansehn hadd, so sege he ‹ach, Fru, wae lett dae schöön, wenn du Paabse büst! Se seeee awerst ganß styf as en Boom, un rüppeld un röhrd sik nich. Do säd he ‹Fru, nu sy eofreden, nu du Paabse büst, nu kannse du doch niks meer warden.› ‹Dae will ik my bedenken,› säd de Fru. (...)

Mit des wull de Sünn upgan, un as se dae Margen-rood seeg, riched se sik äwer End im Bedd un seeg door henin, un as se uue dem Fenster de Sünn so herup ka-men seeg, ‹ha,› dachd se, ‹kunn ik nich ook de Sünn un de Maan upgaan laten?› ‹Mann,› säd se un stöd em mit dem Ellbagen in de Ribben, ‹waak up, ga hen tom Butt, ik will warden as de lewe Gott.› De Mann was noch meist in 'n Slaap, awerst he vörschrock sik so, dat he uut dem Bedd füll. (...) ‹Ach, Fru,› säd de Mann, un füll vör eer up de Knee, ‹dat kann de Butt nich. Kaiser un Paabst kann he maken, ik bidd dy, sla in dy un blyf Paabst.› (...) Do slööpd he sik de Büxen an un leep wech as unsinnig.

Buten awer güng de Storm, und bruusde, dat he kuum up de Föten staan kunn (...) Do schre he, un kun syn egen Woord nich hören,

›Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje' Buttje in der See,
myne Fru de Ilsebill
will nich so' as ik wol will.›

›Na, wat will se denn?,› säd de Butt. ‹Ach,› säd he, ‹se will warden as de lewe Gott.› ‹Ga man hen, se sitt all weder in'n Pißputt.›

Door sitten se noch bet up hüüt un düssen Dag.»